

Helmut Krauß

Haben und Sein?

Plädoyer für einen achtsam geführten Dialog mit den Dingen

Mitten im materiellen Überfluß unserer Gesellschaft mit all den daraus resultierenden Gewohnungen, Abstumpfungen und Übersättigungen und fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen der berühmten Schrift »Haben oder Sein« von Erich Fromm¹ wäre es an der Zeit, die Frage nach Haben und Sein nochmals und neu zu überdenken. Denn: Inzwischen haben Entgrenzungen und Freisetzungen das Individuum unabhängiger, aber auch anfälliger für Verlockungen und Manipulationen der Waren- und Konsumwelt gemacht. Ein bisweilen sehr subtiler Anpassungsdruck schafft eine moderne Form der Abhängigkeit und damit eine versteckte Uniformität trotz der Vielzahl an äußeren Möglichkeiten. Soziologen und Psychologen konstatieren, daß narzistische Störungen zu einer Massenerscheinung geworden sind – mit all ihren Begleiterscheinungen wie Haltlosigkeit und Süchten als Folge von Orientierungslosigkeit und Entwurzelung. Innere Leere wird allzuoft mit Konsum aufgefüllt.

Andererseits haben sich aber auch die geistigen Fähigkeiten gewandelt: Denken, Reflexion, Bewertung scheinen insgesamt umfassender, offener und in sich komplementärer geworden zu sein, manch neuer Fokus ist aufgetaucht: z. B. das Bewußtsein von der Bedrohung der physischen Lebensgrundlage. Aus dieser neuen Situation müßten Handlungsmuster der Verantwortung erwachsen, die ihrerseits sinnstiftend sein könnten.

Besitz und Eigentum an Dingen, die über die animalische Bedürfnisebene hinausgehen, sind ein durchgängiges Signum der Zivilisation – vielfältig instrumentell verwendet, bei näherem Hinschauen lassen sich aber vielseitige Beziehungsaspekte aufspüren, wobei – wie die folgenden Ausführungen belegen werden – zwischen toten und lebenden Dingen nicht unterschieden werden muß. Eine Beschränkung auf besonders liebgewonnene Dinge (wie z. B. die aus dem Urlaub mitgebrachten Muscheln, ein geerbtes Schmuckstück oder eine mühevoll zusammengetragene Blechspielzeugsammlung) verstellt den Zugang zu den eigentlichen inneren Zusammenhängen, auch effektvolle und eindruckliche Phänomene wie Regenbögen oder Sonnenuntergänge sind zunächst nicht gemeint.

Als das Thema für mich im Raum stand, kamen mir zunächst viele Kindheitserlebnisse in den Sinn: Spielen zu können an den Mäandern des Flusses im alten verwilderten Schloßpark und im Gut unseres Dorfes, zusammen mit Gleichaltrigen – aber auch alleine. Das Rindenboot-Schnitzen samt Einsetzen in die Strömung. Das Löchergraben in der Erde vor der Hauswand, die von der Sonne aufgewärmt war, für das Schussern mit den faszinierend bunt glasierten und eigentümlich klingenden Tonmurmeln. Das Stöbern auf dem Dachboden im Hause meines einen Großvaters, eines Schneidermeisters, Entdecken alter sperriger Stoffballen, gedunkelter Holzlineale, gerollter Papierschablonen. Der Geruch von Leder, das Knirschen, wenn es geschnitten wird, die hundert Leisten im Rücken, als ich meinem anderen Großvater, dem einzigen Schuhmachermeister im Ort, auf dem abgewetzten Gesellenschemel gegenüber sitzen und bei der Arbeit zusehen durfte und er mich dabei Liederverse abfragte, die ich für den Religionsunterricht zu lernen hatte.

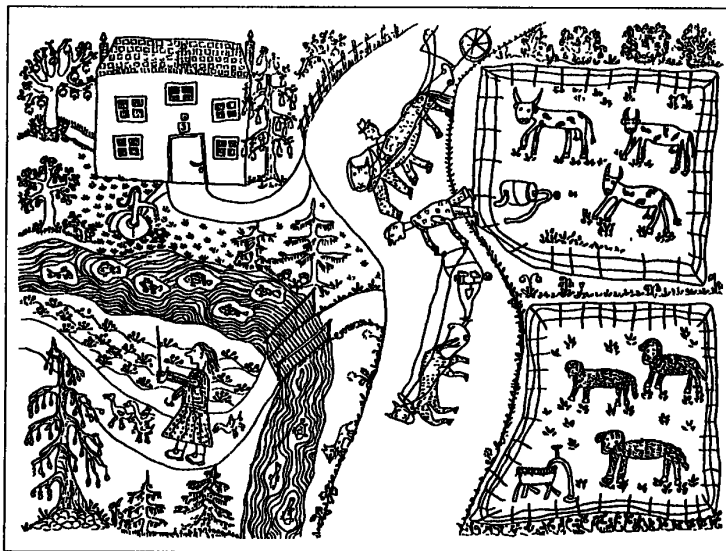
Bildhaftigkeit und Begeisterung, die für mich immer noch aus diesen Erinnerungen sprechen, können wohl als Zeichen dafür gelten, daß der Umgang, die Begegnung mit den Dingen ganz gewaltig an Tiefenschichten rührt und damit auch fundamentales Wohlfühl und Lebensqualitäten entstehen können, wodurch kompensierender Konsum überflüssig würde.

Der Umgang mit den Dingen ist eine Gratwanderung, gefährlich, aber auch hinüberführend, transzendierend. Vielleicht gelingt es uns, die darin liegenden Chancen stärker ins Bewußtsein zu rücken. Eine sinnvolle Auseinandersetzung mit der nichtpersonalen Welt schafft Verwurzelung, und diese könnte die oft zu beobachtende »Entfremdung des Menschen von seiner Natürlichkeit« mildern, welche offensichtlich ihren Preis hat: »Die Mächtigen brauchen Macht als Ersatz für die nicht gelebte Natürlichkeit, die Erfolgreichen versuchen, sich durch ewige Leistung, »Liebe« verdienen zu wollen« (H.-J. Maaz, in: Die Kerbe 2/1990). Wir ahnen bereits, wie viele Abgrenzungen zu schaffen sind, um nicht von den Dingen gehabt zu werden, sondern sie zu haben, um aus der Ideologie

Zum Autor:

Helmut Krauß unterrichtet am Ohm-Gymnasium in Erlangen Physik, Biologie und Ethik.

¹ E. Fromm, *Haben oder Sein*. München 1976.



Kinderzeichnung
(9 Jahre): Auf dem
Lande.

der Quantifizierbarkeit, der Primitivlogik der Konsumgesellschaft, auszurechnen. Im folgenden wird jeweils ein Schlüsselgedanke als Ankerpunkt optisch hervorgehoben. Um ihn herum bilden sich die Gedankenfiguren, die ihn hervorbrachten bzw. die sich von ihm ableiten, ihn verdeutlichen oder illustrieren.

Mit inneren Werten einer Ästhetik umzugehen schafft Identität

»Das Grundwort Ich-Du kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. Das Grundwort Ich-Es kann nie mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. (...) Die Welt der Erfahrung gehört dem Grundwort Ich-Es zu. Das Grundwort Ich-Du stiftet die Welt der Beziehung. (...) Ich betrachte einen Baum. Ich kann ihn als Bewegung verspüren (...), ich kann ihn einer Gattung einreihen (...). Es kann aber auch geschehen, daß ich, den Baum betrachtend, in die Beziehung zu ihm eingefaßt werde, und nun ist er kein Es mehr. Die Macht der Ausschließlichkeit hat mich ergriffen. Dazu tut nicht not, daß ich auf irgendeine der Weisen meiner Betrachtung verzichte (...). Alles, was dem Baum zugehört, ist mit darin, seine Form und seine Mechanik, seine Farbe und seine Chemie (...). Alles wirkliche Leben ist Begegnung. Die Beziehung zum Du ist unmittelbar. Zwischen Ich und Du steht keine Begrifflichkeit, kein Vorwissen und keine Phantasie. (...) Beziehung ist Gegenseitigkeit. (...) Am Anfang ist die Beziehung. (...) Der Mensch wird am Du zum Ich.«²

Aufgrund schnell aufeinanderfolgender Stimmungen und Moden werden viele Gebrauchsgüter schon lange vor ihrem Verschleiß ausrangiert. Die damit verbundene Austauschbarkeit des entsprechenden Warenpektrums leistet einen erheblichen Beitrag zur Umweltzerstörung, denn jeder Veredelungsprozeß bei der Herstellung von Konsumgütern ist ein Eingriff in vielerlei Ökosysteme. Mit inneren Werten einer Ästhetik umzugehen (sei es im gegenständlichen Bereich, sei es

mit Musik oder Lyrik) schafft Identität, und somit fängt Umweltschutz bei der Psyche des Individuums an – eine wichtige zukunftsrelevante, gesellschaftspolitische Dimension tut sich auf.

Dinge bieten eine gewisse Konstanz, ja, fast schon Verlässlichkeit (»ein Ding – ein Freund«) und besitzen einen bisweilen nicht zu übersehenden Aufforderungscharakter: Die Kaffeemaschine funktioniert auf Knopfdruck, die Weichheit des Sessels empfängt mich nach anstrengendem Arbeitstag ... Mit Menschen, Bekannten, Freunden, ist das nicht immer so: Hier muß ich selbst bereit sein, aktiv zu werden, mich zu öffnen, Kritik einzustecken. So ist die Verlockung groß, sich allzusehr auf diese konstante, und deshalb trügerische, »Verlässlichkeit der Dinge« zu beziehen und vor lauter Dingen nicht mehr einem anderen Menschen, einem Du, begeben zu können. Für den Religionsphilosophen Martin Buber gibt es diese Ich-Du-Beziehung allerdings auch zwischen Mensch und Gegenstand.

Wir ahnen an dieser Stelle, wie stark ein sinnvolles Umgehen mit der dinglichen Welt personale Beziehungen entlasten kann. Wie oft wird von einem anderen Menschen »alles« erwartet – etwa von den Kindern –, was z. B. eine Vorprogrammierung ödipaler Konstellationen nach sich ziehen kann. Wenn Menschen bereit sind, auch Dingen zu begegnen, in einen Dialog mit den Dingen einzutreten, so sind sie zunächst auf sich selbst zurückgeworfen, weil die Dinge eben im herkömmlichen Sinne sprachlos sind. Aber es scheint ein seltsames Gesetz zu sein: Wer nicht allein sein kann, kann auch nicht mit anderen sein. Mein Allein-sein-Können schafft ein gewisses Maß an Beheimatung in dieser Welt, aber auch Identität und Individualität, wodurch eine positive Spannung zu anderen Menschen entstehen kann – und bei gleichzeitiger Bereitschaft zu Öffnung und Austausch – eine Beziehung oder Partnerschaft gelingt.

Beheimatetes Lebensgefühl fördert Autonomie und glücklichere Beziehungen zu den Menschen

Dieses Allein-sein-Können mit dem darin enthaltenen Zwiegespräch mit den Dingen hat nichts mit der Bitterkeit der Einsamkeit zu tun, sondern ist eine Zeit voller innerer Aktivität, frei von Langeweile. Das Lebensgefühl, das so entsteht, wirkt dem oft allzu symbiotischen Charakter personaler Beziehungen, mit ihren Abhängigkeiten und Verstrickungen, entgegen. Es trägt entscheidend zu Autonomie und zu einem reiferen, freieren und damit glücklicheren und erfüllenderen Umgang mit dem Partner, den Kindern, dem Arbeitskollegen bei – der vielleicht letzten Sehnsucht des Menschen.³

2 M. Buber, Ich und Du. Heidelberg 1983.

3 E. Saß, Gut ist es, allein zu sein. Freiburg 1987.

Der Zugang zu unserer dinglichen Umwelt wird durch unsere Sinne gebahnt. Der Mensch wird mit offenen Sinnen geboren, während Tiere, grundsätzlich instinktgebunden, relativ starren Reiz-Reaktionsketten unterworfen sind. Achtsamkeit, Aufmerksamkeit, urteilsfreies Wahrnehmen, vielleicht ein bißchen Demut sind somit allererste Voraussetzungen für einen positiven Umgang mit den Dingen. Das Offenhalten dieses ungezwungenen, unverkrampften, nicht überspannten, doch ständig präsenten Offenseins der kindlichen Sinne müßte als eine der grundlegendsten pädagogischen Herausforderungen begriffen werden. Die ökologische Krise in unserer Gesellschaft informeller und medialer Überfrachtung, in unserem Leben in Sekundärwelten ist zu einem Teil auch eine Krise der Wahrnehmung.

Offenhalten der kindlichen Sinne ist eine zentrale pädagogische Herausforderung

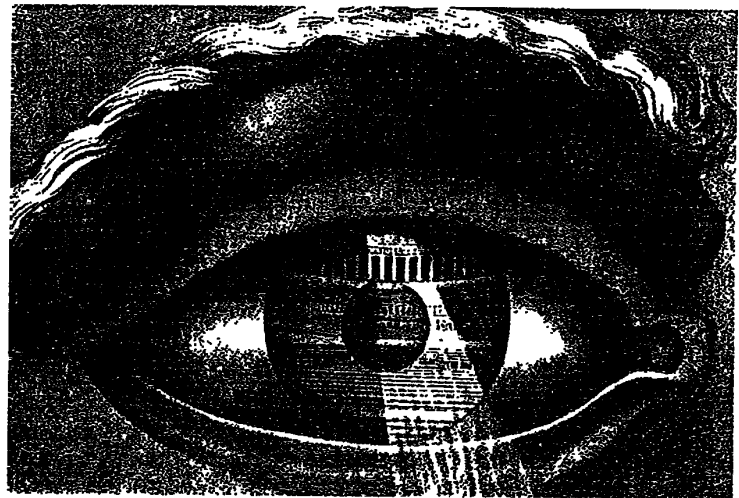
Der Umgang mit der Außenwelt ist, auch wenn wir nicht handeln, immer eine echte Wechselbeziehung: Es gibt ein wildes Denken in dem Sinne, wie wir etwa naturnähere Menschengruppen früherer Zeiten als »wild« bezeichnet haben. Dieses wilde Denken ist aber nicht ein Denken des Wilden im Gegensatz zu dem des Zivilisierten. Es ist das Denken in einem ursprünglichen Zustand der geistigen Kräfte, so wie es einmal André Breton, der Surrealist, vom Auge ausgesprochen hat: Es gibt, so sagt er, das Auge in wildem Zustand. Dieses wilde Auge ist Schöpfer unablässiger Gestaltung. Bietet sich ihm eine harmlose Fläche dar, die an sich keine Aufmerksamkeit erregt, ein altes Gemäuer, eine Holzmaserung – gar bald beginnt dies Auge seine Jagd nach Bildern, die von innen her aus einem chaotischen Material geformt werden. Wenn unser Blick ermüdend über einer Buchseite zu brüten beginnt, dann spielt sich das gleiche stille, unablässige Schaffen ab. Wiederum beginnt das wilde Auge in seiner Gestaltungskraft sich durchzusetzen. Auch im Traum arbeitet es weiter. Solchem ursprünglichen Erleben ist jeder Zweifel an der Richtigkeit, an einer tiefen Wahrheit dieses Erscheinens fremd. Hier gilt das stolze Wort des Augenmenschen, das vom Maler Max Liebermann berichtet wird: »Nichts trägt weniger als der Schein!«⁴

Sei es das, was aus obigen Sätzen spricht, seien es die Höhlenzeichnungen von Steinzeitmenschen auf dem nackten Fels, seien es die Graffiti auf den öden Betonwände oder sei es die Kenntnis von starken Halluzinationen, die etwa bei Reizreduktion oder -entzug bei den 1963 in Lengede verunglückten Bergleuten auftraten, – all dies verdeutlicht die starke Beteiligung auch tieferer Schichten beim Wahrnehmungsvorgang. Wie stark das Bedürfnis und die Potenz nach Gestaltung ist, dafür mag das »Vollstopfen« so manch einer

Wohnung mit allerlei dekorativen Gegenständen ein Indiz sein.

Die Sinne brauchen Reizmuster, in die hinein sich die Wahrnehmung entfalten kann

Unsere Sinne bedürfen also ständig der Anregung, klar abzugrenzen gegen Reizüberflutung. Entscheidend ist letztendlich aber die Reizqualität: Wem ist noch nicht die Faszination einer handwerklich hergestellten Oberfläche, einer Keramikglasur, einer Lackierung oder eines Mauerputzes, aufgefallen. Wie lebendig dann solche Gegenstände, wie spürbar ihre Beseelung – abstoßend dagegen das kühle Glatt einer industriellen Versiegelung. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir manche Urlaubsreise in den Süden nichts als eine Flucht vor diesem Übergepflegtsein und dieser Determiniertheit zu sein.



Das Auge muß wandern können, dazu braucht es winzige Ankerpunkte, an denen es sich festhalten kann, kleine Unebenheiten, Risse und Poren, also sogenannte offene Oberflächen, in die es eindringen kann; das Ohr braucht kleine Dissonanzen und Ungereimtheiten – Computermusik kann diese von vornherein nicht aufweisen, ein steriler Klangcharakter entsteht. Die Sinne brauchen sozusagen Reizmuster, die noch nicht alles vorweggenommen haben, also Lücken, Freiräume, Andeutungen und Geheimnisse, in die hinein sich das innere, unbewusste Ergänzungspotential des Wahrnehmungsvorgangs entfalten kann. Jedes gelungene Kunstwerk lebt davon! Wahrnehmung setzt damit immer eine Eigenleistung des Wahrnehmenden voraus.

Charles Nicolas Ledoux, *Das erschaffende Auge*, aus: *Architecture sous le rapport de l'art*, 1804.

⁴ A. Portmann, *Welterleben und Weltwissen*. München 1964.

Wenn Lyrisches auch aus Dingen spricht, dann ist es eben genau dieses im feinstofflichen Bereich Nichtdeterminierte, von dem Hilde Domin's Gedicht⁵ spricht:

Lyrik

das Nichtwort

ausgespannt
zwischen

Wort und Wort.

Eine Besonderheit stellt sicher das Naturerlebnis dar. Für viele ist das Draußensein an der frischen Luft, in der offenen Landschaft, im Grünen, am Meer, in den Bergen erholsam, regenerierend, erquickend; vielleicht kann man sich in einer solchen Umgebung eher als einen Teil der Schöpfung empfinden. Verglichen mit dem Aufenthalt in Innenräumen werden beim

zes im Wald, vom Geschmack der Wildbeeren, vom Rhythmus des Hell und Dunkel, vom Spiel der Farben, – auch dann, wenn die Sonne nicht scheint.

Hugo Kükelhaus, der ein »Erfahrungsfeld zur Entfaltung der Sinne« geschaffen hat, sagt z. B.: »Licht ist nur dadurch Licht, daß es sich mit der Dunkelheit (dem ›Nicht-Licht‹) auseinanderzusetzen hat. Das Auge ist nur dadurch Auge, daß es diese Auseinandersetzung vollzieht.«⁶ »Wenn man der Natur ruhig und mit Bedacht zusieht, greift sie immer ins Herz.« (Betina von Arnim)

In ihrem Gedicht »An die Sonne« geht Ingeborg Bachmann⁷ auf im Blau:

Und den Umkreis zu sehen, das Geviert des Felds, das Tausendeck meines Lands
Und das Kleid, das du angetan hast. Und dein Kleid, glockig und blau!

Schönes Blau, in dem die Pfauen spazieren und sich verneigen,
Blau der Fernen, der Zonen des Glücks mit den Wettern für mein Gefühl,
Blauer Zufall am Horizont! Und meine begeisterten Augen
Weiten sich wieder und blinken und brennen sich wund.

Vom nicht nur zeichnerisch versierten, sondern ebenso wortgewaltigen Horst Janssen stammen die folgenden Zeilen:

»Landschaft ist vom Gestrüpp zerkratzte Pfoten,
morgendlicher Badezusatz Fichtennadel.
Landschaft ist grobes Bettzeug
und Erde + Tannennadeln
im Schuh
Landschaft ist heisser dünner Kaffee
in den gewissen
Bechern – kein Alkohol.
Landschaft ist Geplapper ohne Thema,
Gelächter
Schweigen ohne schlechtes Gewissen
grundloses Schweigen
und Lippenspitzen ohne Gegenlippen.
Keine Zeitung, abbestellt.«

Paul Klee läßt uns wissen. »Die Zwiesprache mit der Natur bleibt für den Künstler *conditio sine qua non*.« Eine kleine Auswahl seiner Bildtitel bestätigt überdies die virtuose Durchdringung und Verknüpfung von Innen- und Außenwelt. Er hat die Herausforderung angenommen, die in der Anrufung des Menschen durch die Dinge steckt: Pflanzlich-physiognomisch – Mondichel über Rationellem – Ein Garten für Orpheus – Erotische Gegend – Rosenwind – Sumpfliegende – GuckindieWelt – Teppich der Erinnerung – Die Idee der Türme – Weltenschaukel – Silbermondgeläut – Das Stuhltier – Wandbild aus dem Tempel der Sehnsucht.⁸

Caspar David Friedrich (1774–1840),
Abornbäume (1812).



Naturerlebnis alle Sinne gleichzeitig angesprochen. Man kann sagen, die gesamte Sinnesfläche, die ja mit der Körperoberfläche identisch ist: vom Wind, der über die Haut streicht und der unsere Haare verweht, von den Grasbüscheln, Baumwurzeln, Erdbrocken, deren Unebenheiten durch die Schuhsohlen hindurch auf unsere Füße einwirken, von der Schwere eines aufgehobenen Steins, vom Gewicht unseres eigenen Körpers beim Bergansteigen, vom Rauschen der Blätter, Murmeln der Bäche, dem Zirpen, Surren, Summen und Singen von Insekten und Vögeln, von den Düften und Aromen, die der Wind oft von weit her gebracht hat, vom Salzgeruch am Meer, vom Duft frischen Har-

5 H. Domin, Hier. Frankfurt 1990.

6 H. Kükelhaus u. R. zur Lippe, Entfaltung der Sinne. Frankfurt 1982.

7 I. Bachmann, Sämtliche Gedichte. München 1990.

8 T. Osterwold, Paul Klee. Die Ordnung der Dinge. Stuttgart 1975.

In der Malerei ist Grün ein Ausdruck von Neutralität, es dehnt sich weder aus noch drängt es sich vor oder erregt wie Rot oder Gelb, zieht sich nicht zurück oder zusammen wie Blau – die farbpsychologischen Wirkungen korrelieren mit den Farbanordnungen in der Landschaft. Weniger bekannte dürfte der folgende anthropologisch bedeutsame Zusammenhang sein: Vergleicht man das sogenannte Absorptionsspektrum des grünen Blattfarbstoffs Chlorophyll mit der sogenannten spektralen Hellempfindlichkeit für Tagessehen, so stellt man ein frappierendes Ineinanderpassen der Kurven fest. Das menschliche Auge ist besonders empfindlich für Grün, weit weniger für Rot oder Blau.⁹ Geht man davon aus, daß die für die Menschwerdung entscheidenden evolutorischen Schritte im Übergangsbereich Urwald – Savanne stattgefunden haben, so kann man nachvollziehen, wie eindeutig und fein Grün erkannt werden mußte, um sich eben – beim »Ausprobieren des aufrechten Gangs« – schnell ins Blattwerk der Bäume flüchten zu können. Grün also – vererbt – die Farbe der Sicherheit und Geborgenheit.

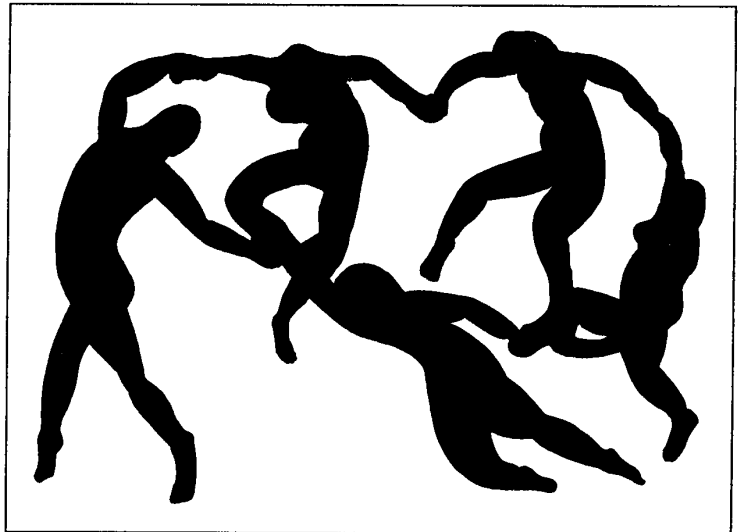
Sinnlicher Umgang mit unserer dinglichen Mitwelt ist ein essentielles Regulativ für das neurotische und psychotische Potential der Seele

Aus den oben angestellten Überlegungen läßt sich folgern, daß ein sinnlicher Umgang mit unserer dinglichen Mitwelt ein essentielles Regulativ für das neurotische und psychotische Potential der Seele ist, das sich bei häufiger Selbstreflexion und Grübeleien bedrohlich entfalten kann.

An dieser Stelle müßten religiöse Rituale, aber auch schamanische Traditionen befragt werden, inwieweit die unmittelbare Konfrontation mit kultischen Gegenständen, die Begegnung mit auf- und herausforderndem Äußeren, diesem Selbst-vergessen-Können dient – fernab von jedem Verdrängen und Betäuben mittels Drogen. Auch neuere therapeutische Vorgehensweisen, wie z. B. die Logotherapie V. E. Frankls, haben die gefährliche Aufschaukelungswirkung übermäßiger Selbstbespiegelung erkannt und steuern mit der Methode der Dereflexion entgegen.

Die Verbindung unmittelbaren Wahrnehmens und Ausdrückens läßt lebenswichtige psychische Energien fließen

Wichtig scheint mir auch der psychoenergetische Aspekt zu sein: Kommt zur Unmittelbarkeit der Wahrnehmung noch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks hinzu, wie etwa beim Tanz, wo die Musik direkt in Bewegung umgesetzt wird, ja, Musik Bewe-



gung wird, so kann psychische Energie im besten Sinn fließen. Eindruck wird direkt in Ausdruck transformiert. Genauso wie im physischen Bereich (Entropiesatz der Thermodynamik) ist der Mensch offensichtlich auf dieses Durchströmen existentiell angewiesen. Solange man beim Tanzen noch allzusehr mit dem Verstand dabei ist und die Schritte zählt, ist es eher eine Qual, aber wie befreiend ist der Moment, alle Bedenken fallen und sich plötzlich von der Musik tragen zu lassen!

Ich lobe den Tanz,
der alles fordert
und fördert
Gesundheit
und klaren Geist
und eine beschwingte Seele.

Tanz ist Verwandlung
des Raumes, der Zeit,
des Menschen, der
dauernd in Gefahr ist,
zu zerfallen,
ganz Hirn, Wille oder
Gefühl zu werden.
(Augustinus)

Ein eindrückliches Erlebnis kann sich auch in Begeisterung ausdrücken, einem anderen mitgeteilt werden, mit ihm geteilt werden. Denke ich an eigene »geteilte Erlebnisse«, so fällt mir der aus Italien mitgebrachte Pinienkern ein, der – zur Keimung gebracht – seine Nadeln über Nacht wie eine zehnstrahlige Antenne entfaltet hat. Oder z. B. das Gefühl des Den Rücken-hinunter-Rieselns während des Gesangs in einer russischen Kirche. So sprengt die pure Lust an der Wahrnehmung, die Liebe zum Detail und der Herzenszugang zu den Dingen – frei von jeglicher instru-

Der Tanz, in Anlehnung an das gleichnamige Ölgemälde von Henri Matisse (1869–1954).

⁹ W. Hoppe u.a. (Hrsg.), Biophysik. Berlin – Heidelberg – New York 1978.

mentellen Ästhetisierung, immer den in sich versunkenen Alltag, schafft damit wertvolle Lebensenergie und befreit von Selbstverstrickung und vom Netz der Zwecke. Unter diesem Gesichtspunkt erhält der musische Unterricht eine neue Bedeutungsdimension.

Man wird nicht bei der Achtsamkeits- und Wahrnehmungsschulung stehenbleiben, sondern zu Subtilem vordringen und das Phänomen der Schönheit beleuchten: »Schönheit ist die Erlösung. Schönheit ist Befreiung vom Zauber, Schönheit ist Freiheit, himmlische; hat Flügel und durchschneidet den Äther. – Schönheit ist ohne Gesetz, vor ihr schwindet jede Grenze, sie löst sich auf in alles, was ihren Reiz zu empfinden vermag...« (Bettina von Arnim)

Eine allgemeine Theorie der Schönheit entwerfen zu wollen wäre vermessen, doch läßt sich der eine oder andere Aspekt in Worte fassen: Schönheit befreit. Damit ist nicht nur unsere Schönheit gemeint. In einer Zeit fast grenzenlosen Ausprobierens, der scheinbaren Beliebigkeit des Designs behält doch die klassische Einheit von Form und Funktion ihre Gültigkeit. Optimale Funktion ist automatisch schön, denken wir an die Stromlinienform des Delphins. Vielleicht erscheinen uns Pflanzen und Tiere deshalb als schön, weil jeweils ein hochgradiges Zusammenspiel zwischen Gestalt und Funktion, auch bei noch so verborgenen Lebensäußerungen, erreicht ist. Vielleicht ist

die bisweilen beobachtete »Verschwendung der Natur« eine allzu menschliche Interpretation einer präzisen Einpassung in ökologische Nischen aufgrund hohen Konkurrenz- und Selektionsdrucks. So »brauchen« etwa die Korallenfischarten die besonders vielfältigen Färbungen als eindeutige Signale zur Artenkennung in einem besonders nahrungsreichen und daher dicht bevölkerten Lebensraum.

Die Befriedigung evolutionär bedingter Wahrnehmungsbedürfnisse macht Sicherheit und Freiheit möglich

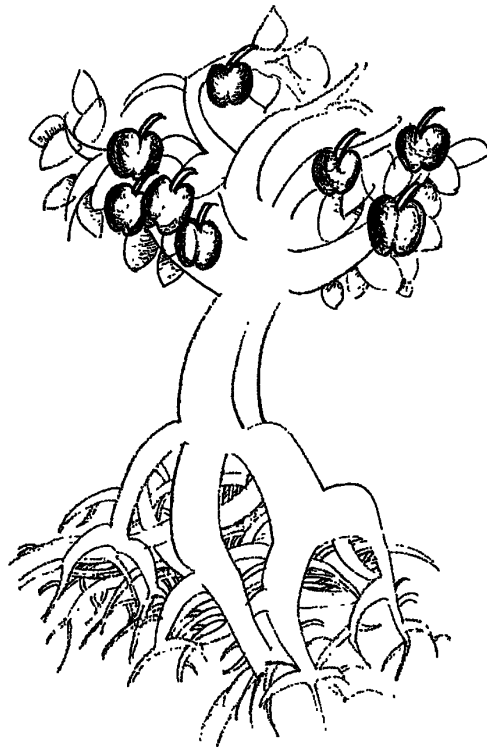
Schönheit erwächst auch aus den traditionell-handwerklich hergestellten Dingen – vielleicht sind diese aufgrund der Beschränkung der Mittel innerlich besser abgestimmt. Abertausende pilgern deshalb in historische Städte, um die alte Architektur zu genießen. Aber bedingungsloses Aufgreifen des Alten garantiert diesen Genuß nicht: Die Nostalgie- und Antiquitätenwelle als Reaktion auf die defizitäre Nachkriegsarchitektur war eher ein Zeichen der Hilflosigkeit. Ökologisch orientiertes Bauen berücksichtigt Konstruktionen, die im weitesten Sinne auf das »menschliche Maß« abgestimmt sind. Hoffnungsvoll ist auch mancher postmoderne Ansatz, der Bezug nimmt auf archetypische Elemente: die Weite des schützenden Bogens, die Tragfähigkeit einer Säule, das Einladende einer Nische.

Wir erkennen, daß sich unser Wahrnehmungssystem in der Evolution an den Reizmustern der Natur herausgebildet hat und teilweise genetisch determiniert ist. Daraus lassen sich weitreichende Forderungen für die Ausgestaltung von Innenräumen ableiten. Die Abdeckung von Bedürfnissen, die sich aus unserer biologischen Vergangenheit ableiten, scheint für das psychische Wohlbefinden mitbestimmend zu sein, Sicherheit und Freiheit können daraus entstehen. Wenn der Satz stimmt: Die Kraft eines Baumes liegt nicht in den Zweigen, sondern in seinen Wurzeln, dann heißt das ins Anthropologische übertragen: Persönliche Entwicklung und damit Leben gelingt, wenn zumindest ansatzweise phylogenetisch alte Elemente der Psyche entfaltet werden können. Wenn wir unsere Potentiale leben, aus der Verwurzelung heraus leben, erreichen wir Lebenshöhe.

Ein Bild an der Wand hat die Potenz, deren Begrenzung aufzuheben, es weitet den Raum, führt in die Ferne, lädt das Auge zu einem Spaziergang ein. Wer die Häuser des antiken Pompeji kennt, die gegen die Sonneneinstrahlung fensterlos gegeneinander gestellt wurden, der weiß von der Bedeutung ihrer Fresken.

»Während die Abendländer den Schmutz radikal aufzudecken und zu entfernen trachten, konservieren ihn die Ost-

Helmut Krauß, ohne Titel (Bleistiftzeichnung, 1992).





asiaten sorgfältig und ästhetisieren ihn, so wie er ist; (...) es ist unser Schicksal, daß wir nun einmal Dinge mit Spuren von Menschenhänden, Lampenruß, Wind und Regen lieben oder auch daran erinnernde Farbtönungen und Lichtwirkungen. Und wenn wir in solchen Gebäuden, mitten unter solchen Gerätschaften wohnen, dann besänftigt sich unser Herz und beruhigen sich unsere Nerven in seltsamer Weise. Darum denke ich immer bei mir, wie es wäre, wenn man in den Krankenhäusern, die für Japaner bestimmt sind, nicht derart glänzende oder schneeweiße Wände, Operationskleider und medizinische Apparate häufen würde, sondern all das in einem etwas dunkleren, weicheren Ton hielte. (...) Meiner Meinung nach ist es die Art von uns Ostasiaten, die Umstände, in die wir einbezogen sind, zu akzeptieren und uns mit den jeweiligen Verhältnissen zufriedenzugeben. Deshalb stört uns das Dunkel nicht, wir nehmen es als etwas Unabänderliches hin; wenn es an Licht fehlt, sei's drum – dann vertiefen wir uns eben in die Dunkelheit und entdecken darin eine ihr eigene Schönheit. Demgegenüber sind die aktiven Menschen des Westens ständig auf der Suche nach besseren Verhältnissen.¹⁰

Wahrnehmung und Gestaltbildung, und damit auch Schönheit, unterliegen immer der Adaption bzw. Gewöhnung: Betrachtet man einen Necker-Würfel und »befindet« man sich in der Bildauffassung »von schräg rechts oben«, so kippt diese nach einiger Zeit von selbst in die Auffassung »von schräg links unten« um – und später wieder zurück usw. Diese Adaption findet nicht in den Sinneszellen, sondern zentralnervlich statt, es handelt sich um Gestaltbildung (das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile).

Blume in der geborstenen Mauer,
Ich pflücke dich aus den Mauerritzen,
Mitsamt den Wurzeln halte ich dich in der Hand,
Kleine Blume – doch *wenn* ich verstehen könnte,
Was du mitsamt den Wurzeln und alles in allem bist,
Wüßte ich, was Gott und Mensch ist. (Tennyson)

*Friedrich Olverier
(1791–1859), Gasse in
Olevano (1819).*

Wenn ich aufmerksam schaue,
Seh' ich die Nazuna
An der Hecke blühen! (Basho)

Aus Fromms »Haben oder Sein« sind dies englische Gedicht und das klassische japanische Haiku entnommen. Der sinnvolle Dialog mit den Dingen ist klar abzugrenzen gegen eine Instrumentalisierung für Prestige, Statussymbolik oder Lifestyle, welcher bei Menschen mit dem Zwang, immer »in« sein zu müssen, schon die Grenze zur Selbstversklavung überschritten hat. Also gegen das Sich-selbst-Definieren über Dinge, gegen Fetischcharakter, Fixierung und einseitige ästhetische Nutzung. Es sind weder des getunte Auto, der Geländewagen für die Stadt, der Ring im Männerohr oder der Golfball am Schlüsselbund gemeint noch das Bild an der Wand, wenn es artifiziell bleibt, und letztlich auch nicht der »Thonet«-Stuhl oder die Bauhaus-Lampe, auch wenn beide eine Augenfreude sind.

Dinge müssen Raum für den Menschen lassen. Keine Angst vor ein bißchen Schwärmerei!

Dinge müssen Raum für Menschen lassen. Katalytische Aspekte, die diesen Raum bewahren oder ihn sogar vergrößern, warten darauf entdeckt zu werden. Wohl läßt sich der eine oder andere Beziehungsaspekt nur durch Bildung, durch Kenntnis gewisser Zusammenhänge erschließen, und dazu sei auch aufgefordert. Aber die Zwiesprache, auf die dieser Text abzielt, ist immer unmittelbar, direkt, sie ist jedem Menschen, auch dem »einfachen« und dem, der nichts besitzt, zugänglich. Dabei keine Angst vor ein bißchen Schwärmerei! Intellektualität und Interpretation scheinen den Zugang zu diesem Lebensquell eher zu verstellen.

Viele Dinge sprechen für sich – ihre Farbschattierungen, die Modulation in ihrer Struktur, das Assoziationspotential ihrer Gestalt usw. sind zunächst Botschaften für unsere Gefühlsschichten. Zulassen, Passivität, Sinnlichkeit, Verweilen-Können, Genießen-Können, die Dinge zu ihrer eigenen Sprache kommen lassen, sich von ihnen anrufen lassen sind erforderlich. Von V. E. Frankl stammt der Satz »Sinn ist immer Hingabe«. Vielleicht gilt auch die Umkehrung: Hingabe schafft Sinn, und damit einen Zustand des Aufgehobenseins in der Welt. Und »der Sinn ist Schrittmacher des Seins« (Frankl).

¹⁰ *T. Jun'ichiro, Lob des Schattens. - Entwurf einer japanischen Ästhetik. Zürich 1988.*

Wenn sich Mut einstellt und wir uns an eine vorläufige Bilanz heranwagen, können wir einsehen, daß es nicht zu einem Zustand kommen muß, der sich mit »Ästhetik statt Ethik« umschreiben läßt, wie in letzter Zeit einige Feuilletons unken, sondern auch anderes möglich ist: »Ethik und Ästhetik« oder gar »Ethik durch Ästhetik«. Wie soll sich z. B. jemand der Schutzwürdigkeit unserer physischen Lebensgrundlage bewußt werden können, wenn er niemals von der Schönheit der Natur getroffen wurde? Ist nicht gar das hohe Verkehrsaufkommen als Folge moderner, jedoch ästhe-

tisch unbefriedigender Wohnwelten bzw. zu »sauber« Städte zu sehen?

Vielleicht gelingt es uns, durch einen achtsam geführten Dialog mit den Dingen, durch Begegnung mit ihnen, letztendlich wieder ein wenig mehr aus uns selbst heraus zu leben und aus uns selbst geschöpfte Lebensenergie nach außen zu richten. Ich hoffe, daß mein Plädoyer für solch einen Umgang mit den Dingen zum Weiterdenken und Weiterforschen anregt, vor allem aber zu eigener Sinnlichkeit, eigenem Erleben und zu eigener Begegnung einlädt. ■

FACHVERBAND ETHIK

Fachverband Ethik und Fachverband Philosophie: getrennt marschieren – vereint schlagen

In Frankfurt trafen sich am 28. 3. 92 Vertreter der beiden Verbände aus Hessen und Baden-Württemberg, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten in didaktischer wie politischer Hinsicht zu ermitteln. Grundsatzdifferenzen bestehen in Folgendem: In den meisten Bundesländern ist Ethik als Ersatzfach zu Religion eingeführt, unabhängig vom Grundkurs Philosophie; diese Tatsache ist die Basis des Fachverbandes Ethik. Ziel des Fachverbandes Philosophie in Hessen ist es, das Fach Philosophie in der gymnasialen Oberstufe sowohl selbständig als auch als Ersatzfach für Religion zu etablieren und auf Ethik als Unterrichtsfach zu verzichten. Eine zwischen beiden Positionen vermittelnde Option wäre das Nebeneinander der drei Fächer – gleichermaßen abiturabel und zugleich in der Funktion des Ersatzfaches: Es wäre dies eine sinnvolle Aufwertung eines Fachbereichs, die die Funktion des Integrativums der übrigen Schulfächer genuin zu übernehmen vermöchte.

Didaktisch ist zu fragen, ob sich Philosophie und Ethik in ihrem unterrichtlichen Selbstverständnis unterscheiden. Eine an der Lebenswelt der Schüler und problemorientierte Didaktik stellt sich zweifellos anders dar als ein Ansatz, der eher universitäts-, systematisch disziplin- und traditionsorientiert ist. Die hessischen Vertreter der Philosophie votierten für die schülerorientierte Konzeption von Philosophie und sahen keine Differenz zur Ethik. Der Verband

Ethik hält die Realisierung einer »Philosophie-Didaktik für jedermann/jedefrau« für äußerst problematisch: Der grundsätzliche Anspruch des Faches Philosophie an reflexivem Niveau sowie die historische Tradition der Philosophie – als Unterrichtsgegenstandsfeld kaum zu streichen – stehen dem entgegen.

Konsens besteht in der Einschätzung des inhaltlichen Bereichs: Hier unterscheiden sich die beiden Fächer; offen blieb aber, ob der Unterschied nur in der Bandbreite liegt – derart, daß jede im Oberstufenfach Ethik relevante Frage auch in der Philosophie sinnvoll thematisiert werden könnte, nicht aber umgekehrt, – oder ob es auch genuine Ethik-Themen gibt (Stichwort z. B. Religionskunde), die das Fach Philosophie nicht aufgreift. Es führt dieser Aspekt zurück zur konzeptionell organisatorischen Differenz: Vermag Philosophie eine sinnvolle Fortführung der in der Sekundarstufe I in Ethik gelegten Spur überhaupt zu leisten, wenn sie auch das Fach Ethik in der Oberstufe ersetzen will? Muß sie sich dann nicht auf ethisch relevante Themen reduzieren? Sind umgekehrt die ethisch relevanten Fragen nicht auch in der Oberstufe von zentraler Bedeutung und in Fülle gegeben, um vom Fach Ethik sinnvoll reflektiert und – soweit das unterrichtlich überhaupt möglich ist – zu einer gewissen kategorialen und begrifflichen Klärung gebracht zu werden? Die vorliegenden Lehrpläne belegen dies eindeutig.

Der Stellenwert beider Fächer ist in den meisten Bundesländern nicht adäquat anerkannt und organisatorisch realisiert. Dies betrifft die Wo-

chenstundenzahl, die Einordnungs- und Abrechnungsmodalitäten, die Abiturabilität der Grundkurse Philosophie und Ethik, die Ausbildung in beiden Fächern. Es ergeben sich hieraus gemeinsame Interessen in der Auseinandersetzung mit den Kultusbürokratien: Ziel ist es jeweils, das Fach als ordentliches, d. h. den etablierten Fächern gleichwertiges Fach einzurichten. Auf dem Wege zu diesem Ziel bieten sich Kooperationsmöglichkeiten:

- Studiengänge für beide Fächer sind anzustreben. Philosophie als Basis, darüber hinaus die Sozialwissenschaften und vergleichende Religionswissenschaften sind die Bezugshorizonte des Studiengangs Ethik.
- Fachleiterstellen für beide Fächer sind anzustreben. In der Anfangsphase scheint es sinnvoll, wenn Philosophiefachleiter auch die Ausbildung im Fach Ethik anbieten und umgekehrt. Ein erster Schritt besteht darin, daß Fachleiter anderer Fächer, wenn sie die Fakultas für Philosophie oder Ethik haben und diese Fächer auch unterrichten, nun in Philosophie und Ethik Seminare anbieten.
- Im Bereich der Lehrerfortbildung erscheint es sinnvoll, die angebotenen Fortbildungsveranstaltungen in Philosophie und Ethik wechselseitig zugänglich zu machen und gegebenenfalls kooperativ zu planen.
- Unmittelbar vor Ort sollten die Kooperationsmöglichkeiten genutzt und intensiviert werden: Das betrifft Unterrichtsabsprachen, Absprachen in Etatfragen, Stundenplanung usw.

Hans Frericks
Konrad Baldrian



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

EU

Ethik & Unterricht
3/1992

*Die Zeitschrift für das Unterrichtsfach
Ethik / Werte und Normen*

Einzelheft: 20,- DM
3. Jg., 3/1992
ISSN 0936-7772

Religionskritik

A. Cadavid Restrepo
Lateinamerika –
500 Jahre verbotenes Wort

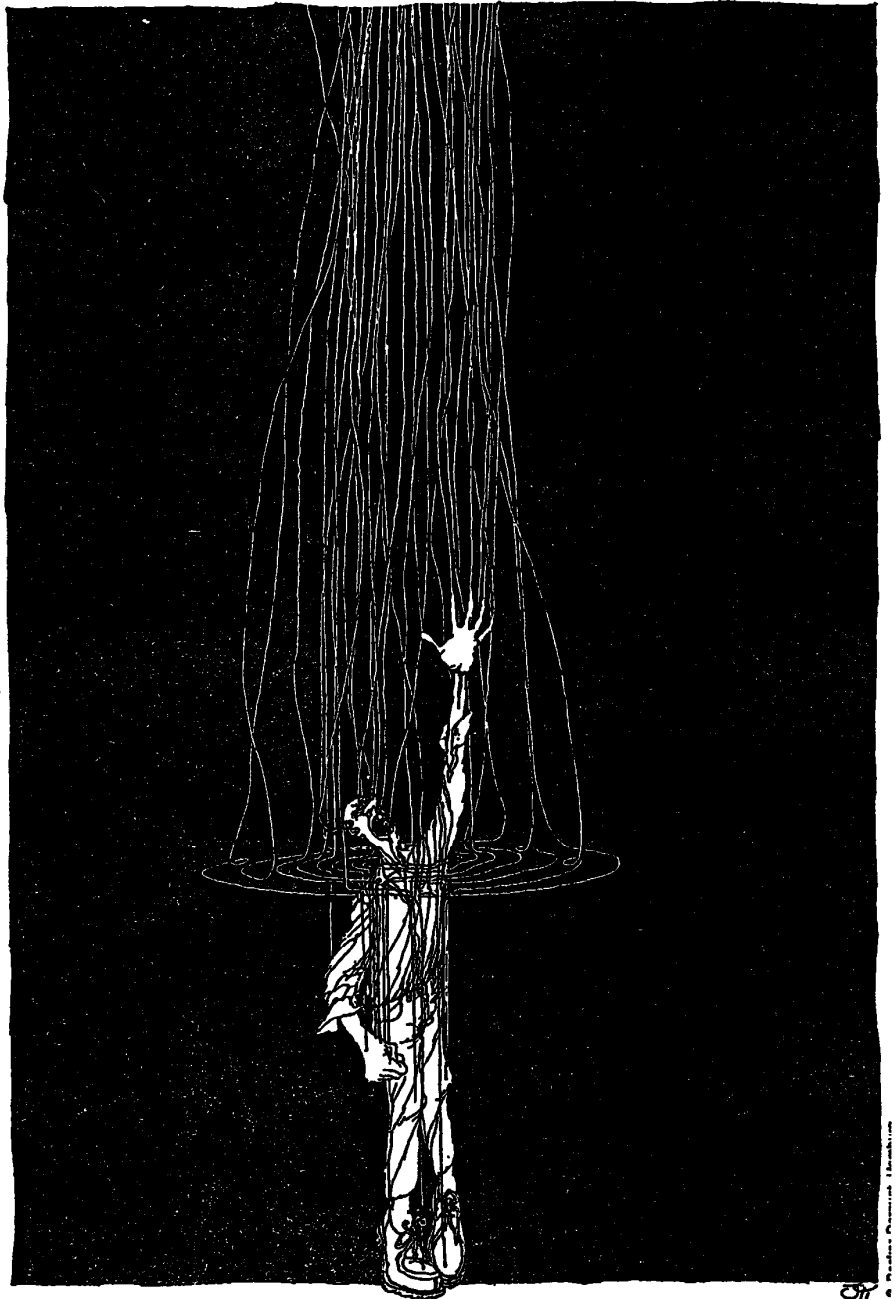
H. Küng
Religion im Epochenumbruch

K. Heydenreich
Der religionskritische Ansatz
Sigmund Freuds

E. Drewermann
Mut zum Ungehorsam –
Mut zum eigenen Sein

Unterrichtsentwurf zu »Religion
– Begründung und Kritik«

H. Krauß
Haben oder Sein?



Attempto Verlag